

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Ein gallo-helvetisches Gräberfeld
Autor: Wiedmer, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574929>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

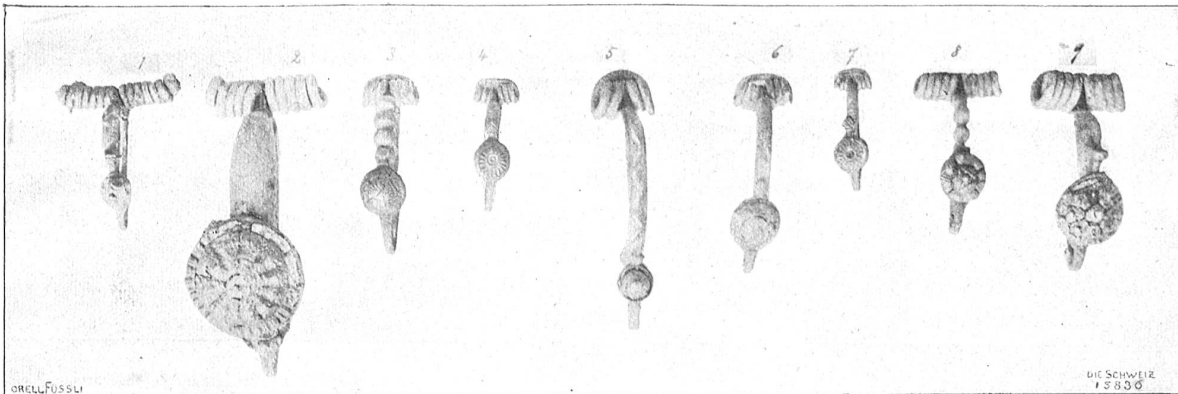


Abb. 1—9. Fibeln (Hettmadeln).

Ein gallo-helvetisches Gräberfeld.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit zweiundsechzig Abbildungen.

Ein gutes Geschick hat uns aus grauer Vorzeit, da noch keine emfigen Schreiber die Sitten und Gebräuche aufzeichneten, Archive hinterlassen in Höhlen, auf dem Seeegrunde und in Gräbern über die Lebensweise und bis zu einem gewissen Grade über die äußere Erscheinung des Menschen seit seinem ersten Auftreten in unsern Gegenden. Der nachhezeitliche Höhlenbewohner vermachte uns seine primitiven Werkzeuge aus Feuerstein und Horn, seinen Schmuck aus verfeinerten Muscheln und Mineralien und als Beweise eines hohen künstlerischen Könnens seine famosen Tierzeichnungen auf Knochen und Horn, ja sogar naturalistisch getreue Schnittwerke.

In viel reicherm Maße noch besitzen wir dies alles aus den Pfahlbauten, wo auch der Mensch selber durch Skelette Ertrunkener vertreten ist. Und wo die Archäologie aus eigenen Mitteln die Erklärung eines Fundes schuldig bleiben müßte, springt ihre Schwester, die Ethnographie, in die Lücke mit Vergleichsmaterial von Völkern, die heute noch auf der Kulturstufe jener bei uns längst untergegangenen Geschlechter stehen. Unter dem Richte, das die ethnographische Forschung uns über die Primitiven anderer Erdteile bringt, beleben sich die stummen Ueberreste aus grauer Vorzeit in unsern Museumschränken, soweit die Bestimmung der alten Ueberreste sich nicht von selber ergibt. Es wird sogar möglich — was uns als Menschen näher angeht, als selbst die genaueste wissenschaftliche Begründung der Objekte — in die Vorstellungswelt jener Längstvergangenen einzubringen und uns zu überzeugen, welch ehrwürdiges Geschöpf der Mensch auch in seinen äußerlich armen Anfängen war, wie je und je Gefühle und Triebe ihn bewegten, die uns heute noch trotz allem aus der Tiefe der Seele beherrschen.

Die äußere Form der Ueberreste ändert sich. Der Mensch verließ die Pfahlbauten und siedelte endgiltig auf das feste Land über; er lernte im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das Eisen kennen und verweist unsere Forschung nun fast ausschließlich auf seine letzte Wohnung, das Grab. Aber der Tod war für ihn nicht ein unbedingtes Ausgesöhntsein aus liebevoller Erinnerung oder aus der Vorstellung der Existenz überhaupt: denn wie sollten wir uns sonst die Sitte denken, welche die Leiche noch überreich schmückte oder dem Verbrannten Gefäße und Schmuck neben seine Asche bettete? Die erste Eisenzeit (sogenannte Hallstattperiode, etwa 800—400 v. Chr.) übte den Leichenbrand. In dem über der Asche aufgeschichteten Hügel finden sich neben den Ueberresten von Speßen reichverzierte Gefäße und Schmuck. In Subingen förderte der Spaten neben dem Totenprunk einer Frau die Spielzeuge eines Kindes ans Licht, im Nachbarhügel außer den üblichen Beigaben kleine Körnchen, die sich bei genauer Untersuchung als Weizenkörner erwiesen. Hätte man dem lieben Toten als letzten Frühlingsgruß einen Blumenstrauch mit auf den unbekanntem Weg jenseits des geheimnisvollen Tores gebracht? Uudenbar ist es nicht, wenn wir dieselbe Sitte weit-

verbreitet finden bei Völkern, die allerdings, wie die Ägypter, auf einer viel höhern Kulturstufe standen. Aber warum sollte der Mensch der Hallstattzeit, der sich als nicht kriegerisch, sondern als sinnig und schmuckliebend in seinen Vermächtnissen kundgibt, solcher Poesie unfähig gewesen sein? Eine Sturmflut von Eroberern brach zu Anfang des vierten vorchristlichen Jahrhunderts von Gallien her über die Nachbargebiete ein; der Leichenbrand ersicht, der nüchterne Gallier legt seinen Toten ins einfache ausgehaufelte Grab. Aber so sehr seine Waffen und sein Schmuck den Stempel des Einfachen und Zweckmäßigen aufweisen im Vergleich zu der unmittelbar vorangehenden Zeit, so hat er doch einen Zug gemeinsam mit allen andern: der Krieger wird mit seinem Schild bedeckt, Schwert und Lanze liegen ihm zur Seite; kunstvolle Nadeln halten das Totenhemd zusammen, und am Arm funkelt die Spange. Die Frau, die er in Ehren hielt, wird nicht ungeschmückt ins Grab gebettet, und selbst dem Kinde gibt er den kleinen Armring, die Halszier aus Glas- und Bernsteinperlen mit.

In Oberösterreich liegt an einem kleinen See der Ort Hallstatt, bei dem sich annähernd tausend Gräber der ersten Eisenzeit fanden; in der Folge erhielt diese Periode ihren Namen von jenem weltabgeschiedenen Erdwinkel. Am Neuenburgersee, nicht weit von dem Dörfchen Marin, heißt ein Ufergebiet La Tène. Hier, auf einsamem Strandboden, kamen die Ueberreste einer bedeutenden Ansiedlung oder, besser gesagt, einer strategischen Anlage aus der zweiten Eisenzeit ans Tageslicht, und nach der einsamen Bucht wurde nun die zweite Eisenzeit Latèneperiode benannt, die bei uns von etwa 400—58 v. Chr. dauerte, d. h. bis zu dem Auszuge nach Gallien, der bei Vivate blutig endete.

Wenden in der vorhergehenden Epoche die Ansiedlungen, die Grabhügel, fast ausnahmslos auf das flachere, fruchtbare Land in der Hochebene beschränkt, so erweisen sich nun fast plötzlich auch die entlegenern Bergtäler als bewohnt. Immerhin blieben natürlich auch jetzt die einladenden Gegenden des Flachlandes bevorzugt; daneben bildeten sich im Wallis, im Tessin und im Bündnerlande dank der günstigen Klimaverhältnisse bedeutende Ansiedlungen.

Welcher Kanton der Hochebene hätte aber nicht seine Latène-Funde aufzuweisen? Dort kommen seit Jahrzehnten einzelne Gräber zum Vorschein, hier ganze Gräberfelder, so besonders zwischen dem Lemau und der Aare. In einer Kiesgrube bei Gempnach (Freiburg) wurden seit den dreißiger Jahren des verfloßenen Jahrhunderts Gräber mit hervorragenden Beigaben (im bernischen historischen Museum) zu verschiedenen Malen entdeckt, bei Bevey untersuchte Dr. A. Naef, Kantonsarchäolog in Lausanne, in musterergültiger Weise und mit bestem Erfolg rund dreißig Bestattungen (die Resultate sind in einer sehr sorgfältig ausgearbeiteten Publikation niedergelegt), und im heutigen Stadtbezirke Bern kamen schon in der ersten Hälfte des verfloßenen Jahrhunderts Funde derselben Zeit an ver-

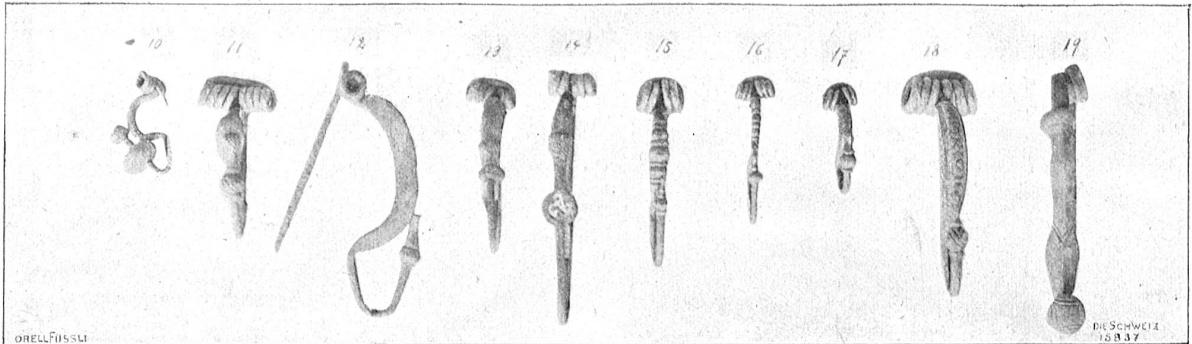


Abb. 10—19. Fibeln; Nr. 14 mit sog. Triquetrum.

schiedenen Punkten zum Vorschein. Sie wurden zahlreicher mit der vermehrten Bautätigkeit, und heute wissen wir, daß die Aarehalbinsel schon in vorrömischer Zeit gut besiedelt war. Ueberdies förderte Ende der vierziger Jahre ein Straßenbau in der Tiefenau eine erstaunliche Menge Waffen u. a. m. aus der Latène-Zeit zutage. Dazu gesellten sich gleichzeitige Gräberfunde von Zollikofen, Nychigen bei Worb, Großhöchstetten, Oberhofen am Thunersee, Spiez, Thun, Kirchthurmen, Wichtach, Welp, besonders aber dieses Frühjahr das große Gräberfeld von Münsingen, von dem ausführlich die Rede sein soll. Alle diese Funde haben nicht nur die archäologische Sammlung des bernischen historischen Museums zu einer ganz erstklassigen auch auf diesem Gebiete gemacht, sondern sie geben uns einerseits ein gutes Bild von der starken Besiedelung des Aaretales in der zweiten Eisenzeit, und andererseits gewährt ihre Zusammenlegung einen vorzüglichen Einblick in jene so weit zurückliegende Kultur.

Besonders ist dies der Fall bei dem erwähnten Totenfeld von Münsingen. Da die Gräber der Latène-Zeit sich in keiner Weise zum voraus an der äußern Bodengestalt erkennen lassen, indem keine Hügel sich über ihnen wölben, noch sonstige Merkmale sie verraten, so ist ihre Entdeckung immer eine Sache des Zufalls. Jrgend ein Arbeiter findet beim Kiesabbau Knochen und halbzerrlegte Metallobjekte, die er im günstigsten Falle sorglos zusammenliest, nach und nach wieder verliert oder allenfalls

jemandem zeigt, der ihre Bedeutung erkennt und sie dem Museum zuführt. Meist sind die Dinge dann schon sehr mitgenommen, und von einem Studium ihrer ursprünglichen Einlagerung kann selten mehr die Rede sein. Da ist es dann ein wahrer Glücksfall, wenn ein Gräberfeld systematisch ausgebeutet werden kann, wenn das gefundene Grab nicht vereinzelt war und schließlich nur als Vorbote der Zerstörung anheimfiel.

Schon seit einigen Jahren wird oberhalb des Dorfes Münsingen aus einer Schotterterrasse Kies gewonnen. Wie sich nun herausstellt, hatten die Grubenarbeiter zu wiederholten Malen beim Abbau Knochen in dem weggegrabenen Material bemerkt, sie aber erst einigermaßen beachtet, als mehrere Schädel zugleich aus den oberen Lagen heruntergerollt kamen — sie wurden natürlich kurz und klein geschlagen — und allerhand auffällige Gegenstände im Sandsieb hängen blieben. Jetzt erlangte ein eifriger Geschichtsfreund, Sekundarlehrer Lüdi in Münsingen, Kenntnis von den Funden und meldete sie dem Verfasser, rettete auch für das Museum, was noch zu retten war. Es hatte nun vorerst den Anschein, als seien die derart zerstörten Gräber vereinzelt gewesen; denn trotz der den Arbeitern anempfohlenen und von ihnen geübten Aufmerksamkeit wollte sich lange nichts mehr zeigen. Da endlich, anfangs Mai dieses Jahres, wurden weitere Gräber gefunden, und nun begann die regelrechte Durchforschung des Grundstückes, die bis heute fünfundhezsig Gräber ergab, ohne ganz abgeschlossen zu sein. Es ist hier nicht der Ort, sich

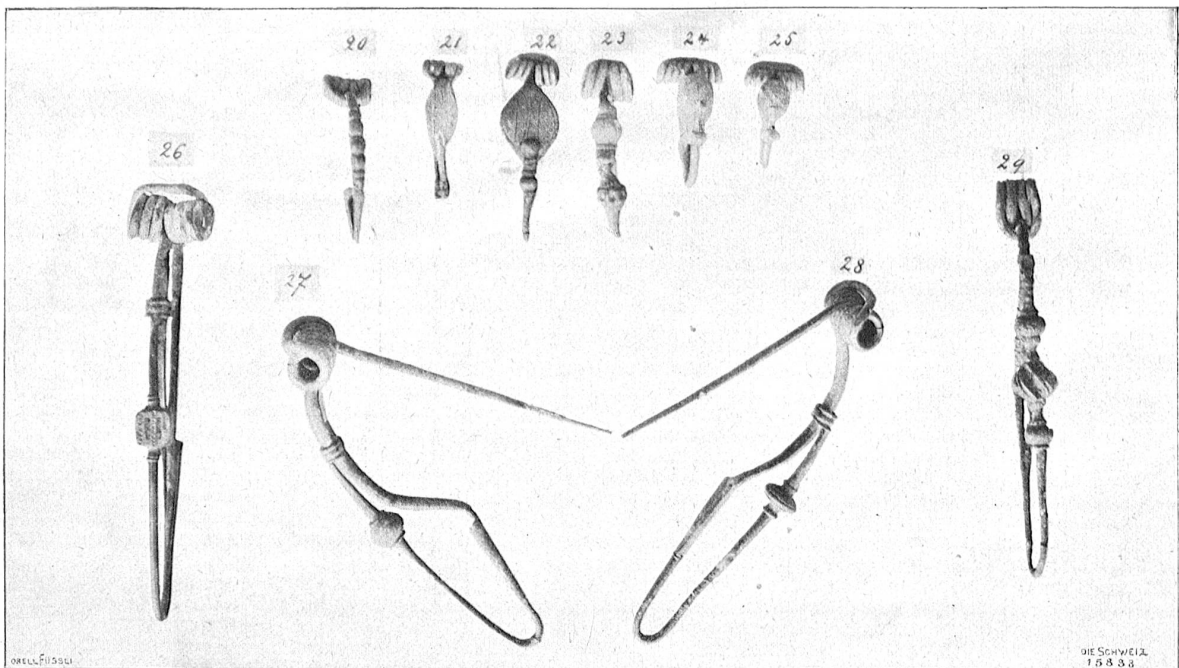


Abb. 20—29. Fibeln.

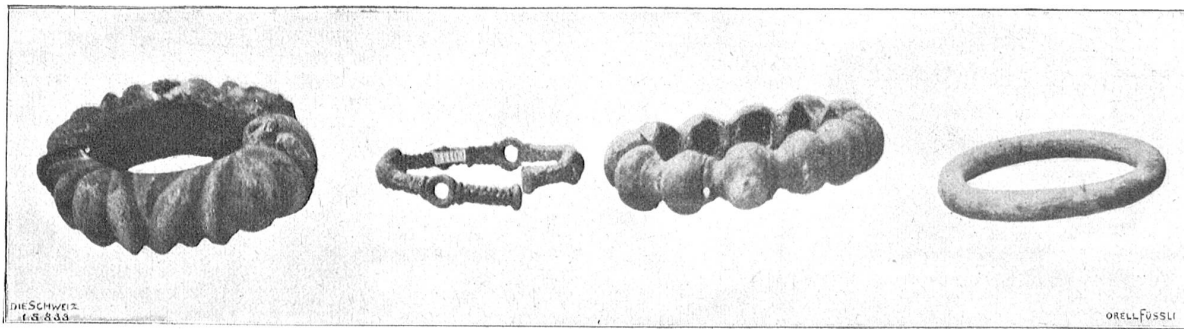


Abb. 30—33. Bronzeringe.

in einer Beschreibung Grab für Grab zu ergeben — dies wird im diesjährigen Archiv des Bernischen Historischen Vereins geschehen — was uns hier beschäftigt, sind der Ueberblick, den das Ergebnis schon jetzt vollkommen gestattet, und die Aufschlüsse, welche die Kunde über die Kleinkunst und die Sitten jener fernern Zeit geben.

Es ist oben bereits gesagt worden, daß die gallischen Völker uns in ihrer Hinterlassenschaft als viel nüchterner entgegen-treten als diejenigen, die zur Hallstattzeit in unserm Lande dominierten und über deren ethnologische Zugehörigkeit wir noch sehr wenig wissen. Die prunkvollen bronzenen Gurtbleche mit

trachtete, das grausam gegen den Feind sein konnte und dem die Feigheit als tiefste Schmach galt. Im übrigen betrachteten die verschlagenen Römer die Gallier als große Kinder: leichtgläubig, dem Momente lebend und in religiös-ahergläubischen Vorstellungen befangen. Ihre wilde Tapferkeit, die es oft ver-schmähte, dem Feind auch nur bekleidet im Kampfe entgegen-zutreten, machte den Römern stets einen außerordentlichen Ein-druck, und die blondhaarigen Ketten mit weißer Haut, blauen Augen und hängenden Schnurrbärten, die sich in den ober-italienischen Schlachten des vierten vordchristlichen Jahrhunderts zu Tausenden abschlachten ließen, waren den Römern eine schreck-

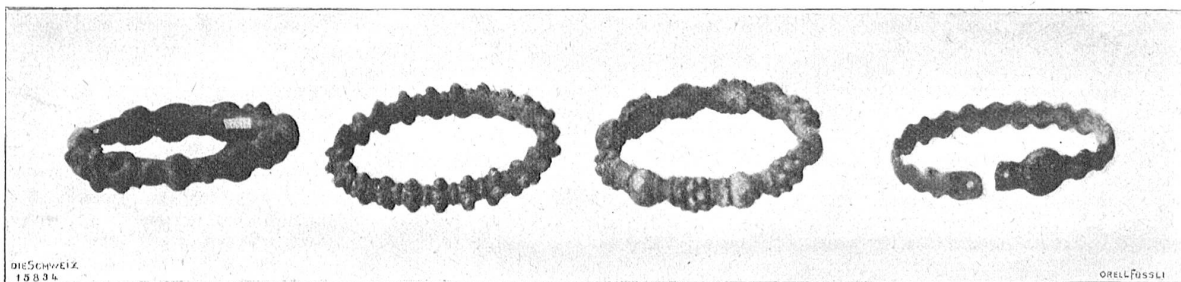


Abb. 34—37. Bronzeringe.

gepunzten und gravierten Verzierungen verschwinden in der La-tène-Zeit, ebenso die mannigfachen kunstreichen und klingelnden Brustgehänge, die Armispangen von doppelter Handbreite und der Reichtum bemalter Gefäße. Dafür finden sich häufiger die Waffen; der Schmuck ist, wenn auch reich, doch weniger „prozig“, und die Toten wurden keiner unständlichen, feierlichen Ver-brennung unterzogen, sondern einfach in die Erde gebettet. Das stimmt überein mit dem Charakterbilde, das uns römische Schriftsteller von den Galliern geben. Sie waren unstät, kampfs-lustig, jähzornig, ein stolzes Kriegergeschlecht, das in Holzhöhlen wohnte, der Jagd oblag, aber den Kampf als Nützlichstes be-

hafte Erscheinung von Brennus, dem Eroberer Roms, bis hinab auf Diviko.

Der Totenacker von Münsingen wurde wohl nahezu vom Anfang der Latène-Zeit bis zu dem unseligen Auszuge nach Gallien benutzt; wir haben also ein ziemlich vollständiges Bild einer ländlichen Ansiedlung durch die Dauer mehrerer Jahr-hunderte vor uns.

Die Gräber sind in verschiedener Tiefe, von dreißig Zenti-meter bis zwei Meter, in die Kieslager eingeschnitten. Die ältern sind vorwiegend von Westen nach Osten orientiert, die jüngern von Süden nach Norden; doch ist diese Anordnung nicht ausnahmslos

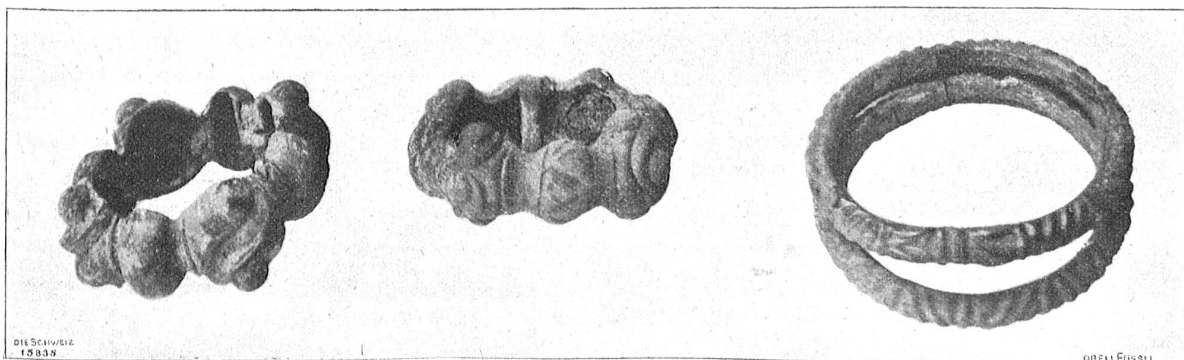
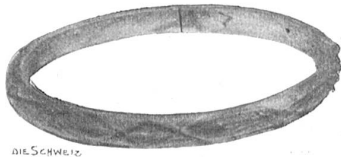
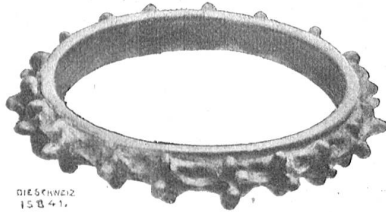


Abb. 38—40. Bronzeringe.

DIE SCHWEIZ
15 B 4 2.

langen Benützung des Friedhofes wäre es sonst unvermeidbar gewesen, daß man bei spätern Bestattungen mit frühern in Konflikt gekommen wäre. Dies ist aber nur in einem einzigen Falle nachweisbar, wo ein Skelett querüber auf einem andern lag, zwanzig Zentimeter höher als dieses. Auch handelte es sich in diesem

DIE SCHWEIZ
15 B 4 1.

Falle um eine eilige und nachlässige Beerdigung; denn der Tote lag zusammengekrümmt in seinem Grabe, ein armer Paria, der keinen andern Schmuck trug als einen eisernen Arminge.

Ueberhaupt läßt sich deutlich ein Unterschied feststellen zwischen Reich und Arm; während die Ausstattung der Reichen vorwiegend eine prunkvolle ist, finden sich doch auch solche, die wenig oder gar keinen Totenschmuck tragen. Vielleicht gelingt es, aus den Skelettresten und besonders aus den Schädeln festzustellen, ob wir in den Enterbten die Angehörigen eines andern Volkes, Unterworfenen, Sklaven vor uns haben.

Bei den Reichgeschmückten lassen sich nicht selten in Lagen und Streifen schwarzen Moders Ueberreste von Särgen erkennen, wie Dr. Haef solche auch in Bovey fand; andere Belege solcher Sargbestattungen ergaben die Gräber von Bollkofen und Nychtgen.

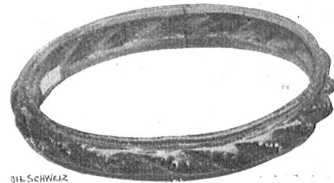
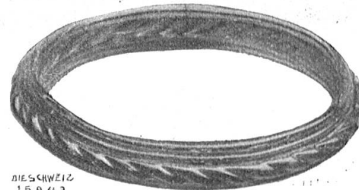
Und nun die Beigaben, der Schmuck, der den Toten im Grabe zierte.

Von einem gröbern Hemd oder Mantel, sowie von feineren Geweben haben sich in dem Rost des Metallschmuckes gröbere und sehr deutliche Ueberreste erhalten. Dieses Kleid wurde am Halse, auf der Brust oder an den Schultern durch kunstvolle Heftnadeln (Fibeln) zusammengehalten, von denen die Abb. 1 bis 29 eine kleine Auswahl darstellen. Die Nummern 1—9 tragen auf dem immer besonders reich gearbeiteten Fuß sogenannte Pfannen mit Einlagen aus Email, das zum Teil durch Eisenoxyd blutrot gefärbt und überdies noch modelliert ist (Abb. 1, 2, 8, 9). Wie reizend mußten diese kleinen Schmuckstücke mit solcher Verzierung neben der ursprünglich goldglänzenden Bronze aussehen! Bei andern ist durch die Form des Fußes oder Bügels (Abb. 10, 15, 20, 23, 26—29) oder durch zierliche Gravierungen (Abb. 14, 18, 22) ein kleines Kunstwerk geschaffen. Nr. 14 zeigt (auf dem Bilde besonders hervorgehoben) eine bei gallischen Fundstücken mitunter vorkommende, charakteristische Verzierung, das sogenannte Triquetrum. Diese Fibel, sowie die Nummern 26—29 gehören der jüngern, sogenannten Mittel-Latène-Zeit an, die den Zeitraum vom zweiten bis Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts umfaßt.

Die Mannigfaltigkeit der Formen, ein Spiegel des Geschmacks und der wechselnden Mode, ist eine nahezu unbeschränkte und gibt uns einen deutlichen und hohen Begriff von dem Formensinn dieses Volkes, das irrthümlicherweise vielfach noch als ein halbwildes und barbarisches angesehen wird.

Waren Hals und Brust mit Fibeln — die nebenbei bemerkt, nichts anderes sind als eine verschönerte Form unserer nützlichsten Sicherheitsnadel — reich geschmückt, so glänzten an den Armen kunstvolle Bronzespangen (Nr. 30—39), bald paarweise, mitunter ebenfalls noch durch eine Auflage von Blutemail verziert, wie Nr. 37. Neben den Fibeln sind es wohl diese

durchgeführt, indem auch schräggerichtete vorkommen. Zweifellos waren damals die Gräber äußerlich in irgend einer Weise bezeichnet, sei es durch Steinkränze oder anderswie; denn bei der

DIE SCHWEIZ
15 B 4 4.DIE SCHWEIZ
15 B 4 3.

Spangen, die am deutlichsten den Stil der Zeit zeigen; ihre Ornamentik ist durchaus nicht willkürlich und wahllos, sondern es lassen sich eine Reihe ausgeprägter Motive feststellen, wie eine genauere Durchsicht schon dieser kleinen Auswahl zeigt.

In der Mittel-Latène-Zeit gesellten sich dazu noch Armringe aus farbigem Glas, hellgrün oder hellblau mit aufgelegten dunkelblauen Glasfäden (Nr. 41), dunkelviolettblau mit zierlicher Modellierung der Außenseite (Nr. 42—44) und aufgetragenen Zickzacklinien aus gelbem und weißem Schmelz (Nr. 45); Nr. 45 entspricht der Nr. 44, ist aber hellgrün. Die Abbildungen vermögen natürlich auch nicht annähernd den Reiz wiederzugeben, den gerade die fatten, leuchtenden Farben diesen Schmuckgegenständen verleihen. Nr. 46 besteht aus Lignit, einer dem heute noch vielfach zu Schmuck verarbeiteten Sagat oder Get nahe verwandten versteinerten Kohle, die wohl aus Württemberg stammt.

An den Knöcheln prunkten, immer zu zwei Paaren, hohle, getriebene und am Schließenstück oft gravierte Bronzeringe (Abb. 40), die stets dieselbe Form zeigen und in der Mittel-Latène-Zeit verschwinden.

Daß einem so prunkliebenden Volke (denn das waren die Gallier, trotzdem das einzelne Objekt immer eine gewisse Zweckmäßigkeit verrät und nie durch Form oder Umfang dem Träger hinderlich wurde) auch der Fingerring nicht unbekannt war, ist selbstverständlich. Und welche Reichhaltigkeit der Formen tritt uns hier wieder entgegen! Abb. 49—53 zeigen Goldringe, 54 einen Silberring mit Goldplaque, 55—57 Silber- und 58—60 Bronzeringe, der letztgenannte mit einer Emailleinslage. Die auffällige, seltsame Form, wie sie uns in Nr. 53 und 57—59 entgegentritt, war in der Früh-Latène-Zeit jedenfalls sehr beliebt und wird heute noch in Ostindien als Zehenschmuck getragen. Wie gerne man sich damals mit Fingerringen zierte, beweist der Umstand, daß in demselben Grabe vier bis sieben Ringe gar nicht selten vorkommen. Der Mann gestattete es leider nicht, auch nur annähernd alle Formen aufzuführen, die allein Mänsingen ergeben hat.

Bei zwei Gräbern der ältern Zeit fand sich am Hals je ein dünnes Bronzeblechchen, mit einer großen Bernsteinperle behängt (Nr. 61); bei dem einen lagen überdies zehn kleinere Bernstein- und eine Schmelzperle, die für sich auf ein Schnürchen gereiht waren und mit der Kette einen doppelten Schmuck bildeten. Eine andere Halszier stellt Nr. 48 dar, kleinere und größere Perlen aus Kobaltglas und Bernstein.

In der Mittel-Latène-Zeit tritt als neues Schmuckstück die Gürtelkette aus Eisen oder Bronze auf, wie Nr. 47 sie aus letztgenanntem Metall zeigt. Das vorliegende Exemplar mit dem hervorragend schönen Schloß stammt zwar aus Belp; aber in Mänsingen fanden sich ebensolche Ketten mit einfacherer Schließung gleichfalls in mehreren Exemplaren.

Unzweifelhaft ist für sehr viele dieser Gegenstände an fremde Herkunft, schon dem Material nach, und Beschaffung durch Handel zu denken; einzelne der auch hier gefundenen Typen bedingen durch ihre weite Verbreitung geradezu diese Annahme.

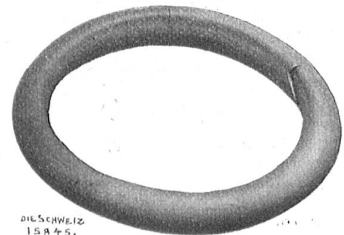
DIE SCHWEIZ
15 B 4 5.

Abb. 41—46. Armringe aus farbigem Glas (41—45) und aus Lignit (46).

Aber da die Römer die Gallier als geschickte Schmiede und Weber priesen, so dürfen wir doch auch wieder annehmen, daß ihnen die eigene Kunstfertigkeit Ebenbürtiges zu schaffen erlaubt.

Zu all diesem Prunk, den wir uns im Goldglanz des frischen Metalls, dem Schimmer des Bernsteins und dem Leuchten des unverwitterten Glases (das allerdings auch heute nur ganz schwache Spuren von Fritiation zeigt, etwa wie alte farbige Scheiben) denken müssen, kam beim Krieger das Schwert mit verzierter Scheide, die langschäftige Lanze und der eisenbeschlagene Schild. Auch die Männer, selbst der alte Veteran, ver schmähten die Zier keineswegs, und die Beigaben allein würden nicht erlauben, auf das Geschlecht des Bestatteten zu schließen. Trotz der Narben aus wildem Kampf, die noch auf dem Schädeldach eingezeichnet stehen, trug der Handedgen seine wichtigen Armringe und zierlichen Hefnadeln. In den nicht viel mehr als eine Elle langen Kindergräbern fanden sich zwar keine Leberreste der kleinen Skelette mehr — die Knochen sind aufgelöst — aber der winzige Bronzering, der einmal den kleinen Arm geschmückt, die Hefnadel, die das Totenhemdchen auf der Brust zusammengehalten, und das Klinglein aus weichem Glas, das halb Spielzeug, halb Schmuck gewesen sein mag, sie liegen alle noch da und lassen erkennen, in welcher Weise die Kleinen beigesetzt worden. Es sind ihrer ein halbes Duzend, die zwischen den Großen jeder Altersstufe eingestreut liegen; nur eines hat den Platz unmittelbar neben einer Frau, wohl seiner Mutter, bekommen. Sie muß arm gewesen sein; denn eine einzige Eisenfibul lag auf ihrer Brust; am Skelett finden sich mehrfach Spuren von Gicht. An ihre linke Seite wurde das Kind gebettet, von dem freilich nichts übrig geblieben ist als der Schmuck. Hat die Mutter nichts als eine Eisenfibul, so ist doch das Kind reichlich ausgestattet mit einer bronzenen Hefnadel, einem Armring und einer Halszier von vier Glas- und Bernsteinsperlen. Im Kranz der Zuschauer, die immer in ziemlicher Anzahl der Ausgrabung beiwohnen, stand an jenem Tage, da das Doppelgrab geöffnet wurde, ein Müetti mit seinem Kind auf dem Arm. Die Frau war vom nahen Feld herübergekommen, eine der abgearbeiteten, ärmlichen, die kaum jemals in ihrem Leben ein wirkliches Schmuckstück getragen. Aber den Hals ihres Kleinen hatte sie mit einer Schür blauer Glasfugeln geziert und an einem der kleinen Finger stak ein zinner-

nes Klinglein mit rot aufgemaltem Stein. Es war, als ob die beiden im Grabe in den zwei Zuschauern wieder lebendig geworden wären. Wie wenig hat sich das innerste Wesen des Menschen im Laufe der Zeit geändert!

Ein anderes Bild. Lang ausgestreckt liegt der Krieger auf dem Rücken, Schwert und Speer neben sich, an jedem Vorderarm eine massive bronzene Spange, die Nadeln, die das Totenhemd zusammenhielten, auf der Brust, die Fingerknöchel mit Ringen geschmückt. Aber die linke Schulter ist verunstaltet durch eine umfangreiche Knochenwucherung, wie sie durch lange Eiterungen entstehen, wohl die Folge einer verunreinigten, tiefen Wunde. Auch sein Schädeldach weist eine schwere Verletzung auf, die unter Mißbildung nach innen und außen verheilt ist. Diese Wülste mußten das Sprachvermögen des Mannes gestört haben, sodaß er, wie ein Anatom sich kürzlich über ihn ausdrückte, bei der Erzählung seiner Kriegsabenteuer nicht nur langfädig sein mochte, sondern auf alle Fälle überdies tüchtig stotterte.

Nicht weit von ihm lag ein anderer begraben, dessen Kopf

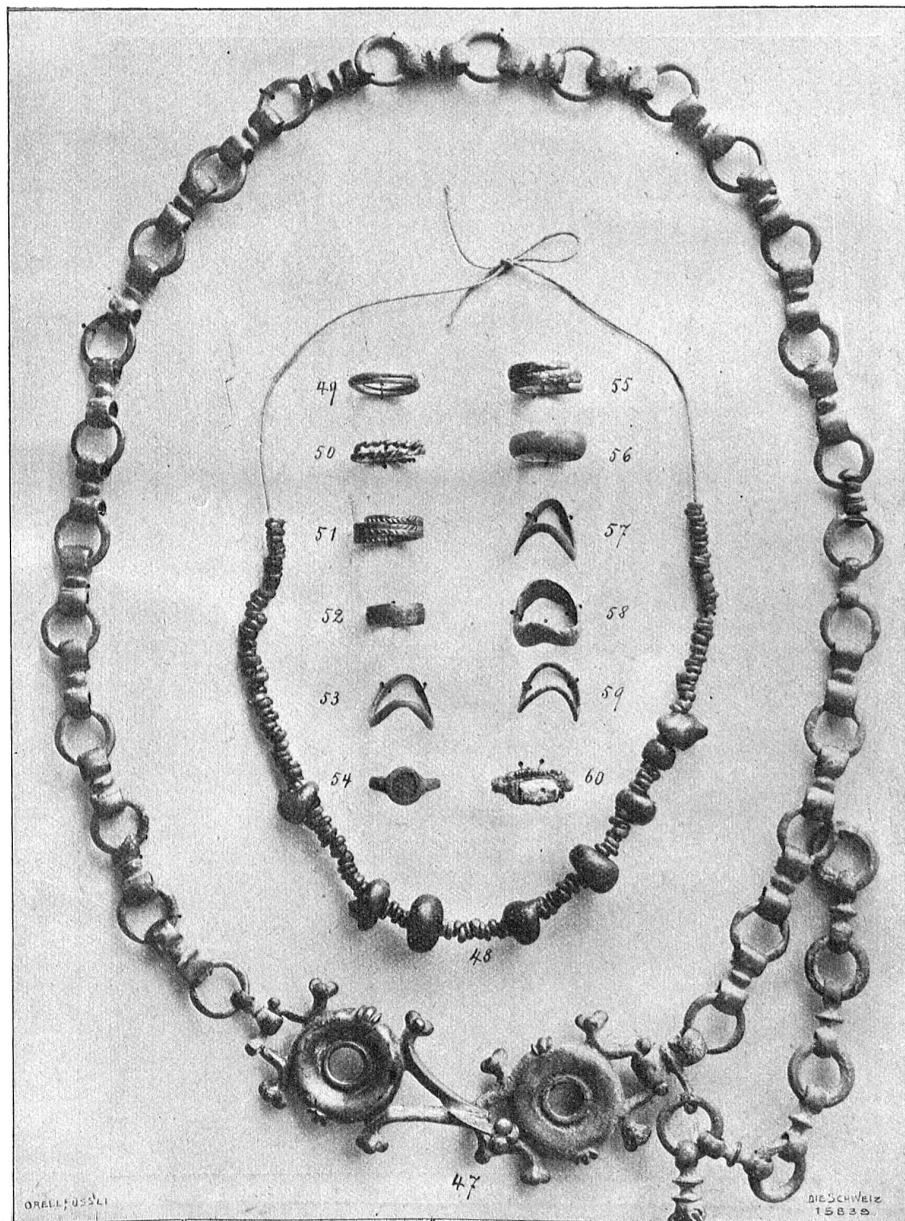


Abb. 47. Bronzene Gürtelfette aus Belp.

Abb. 48. Halsschmuck aus Kobaltglas- und Bernsteinsperlen.

Abb. 49-53. Goldbringe.

Abb. 54-57. Silberringe.

Abb. 58-60. Bronzeringe.

zwei runde, sorgfältig herausgeschnittene Öffnungen aufwies, die eine rechts, die andere links am Hinterhaupt. Abb. 62 stellt die eine Seitenansicht dar. Bei vorsichtiger und gründlicher Reinigung erwiesen sich die beiden Löcher als Folgen eines chirurgischen Eingriffes, der Trepanation. Dem, welcher der Archäologie ferner steht, mag diese Deutung ungeheuerlich vorkommen. Es ist aber nachgewiesen, daß schon der Mensch der Steinzeit mit seinen unglaublich primitiven Instrumenten Trepanationen vornahm. Man kennt derart behandelte Köpfe aus vorgeschichtlicher Zeit aus fast ganz Europa, Nordafrika, Peru, Mexiko zc., unsere schweizerischen Pfahlbauten nicht zu vergessen. Vielfach fanden sich außer solchen Schädeln die runden, herausgeschnittenen Knochenscheiben, die durchlocht und als Amulette getragen worden waren. Wohl ist es uns nicht möglich, aus den stummen Zeugen dieser lebensgefährlichen Operation zu deuten, aus welchen Gründen sie vorgenommen wurde; aber die Ethnographie sorgt auch hier dafür, daß wir nicht auf bloße Vermutungen angewiesen sind. So üben die Südeuropäer und andere Primitive die Trepanation bei hartnäckigem Kopfschmerz, Fressinn und Epilepsie. Bei Wahnsinn ist

die Vorstellung leitend, daß den bösen Geistern, die den Kranken beherrschen, ein Ausweg geschaffen werden müsse. Bei Epilepsie infolge einer Kopfverletzung greift auch die moderne Chirurgie zur Trepanation.

Hatte der operative Eingriff den gewünschten Erfolg, so stand das entfernte Schädelstück als Amulette in Ehren. Es haben sich auch Schädel mit ausgeheilter Trepanation gefunden, aus denen oft, wohl nach dem Ableben des Betroffenen, noch eine ganze Anzahl von Knochenscheiben geschnitten worden war, doch vorwiegend so, daß sie Teilstücke des vernarbten Wundrandes an sich trugen. Welche Fülle von Vorstellungen läßt sich da nicht vermuten!

Der Schädel von Münsingen zeigt keine Spur des Heilungsprozesses, und es ist wohl anzunehmen, der Operierte sei dem Eingriff erlegen, es wäre denn, daß seine Gefährten eine Sitte geübt hätten, wie sie im Venigebiet angetroffen wurde. Dort bereitet man aus der Gehirnmasse eines verstorbenen Wahnsinnigen eine zauberkräftige Salbe, und um sie zu gewinnen, wird natürlich der Schädel angebohrt. Die Beschaffenheit der vorliegenden beiden Öffnungen verrät aber ein sorgfältigeres Vorgehen, als es bei einem Toten nötig wäre, sodaß wohl an Trepanation am lebenden Menschen zu denken ist. Als Beigaben fanden sich bei diesem Leichnam die Fibeln Nr. 3 und 4, und zwar die eine auf der Wange, die andere am Hinterhaupt, sodaß sich voraussetzen läßt, das Haupt des Toten sei, zum Teil wenigstens, mit dem letzten Kleid verhüllt gewesen.

Die römischen Autoren schildern uns die Gallier als groß und geschmeidig, und die Knochenüberreste aus den Gräbern geben ihnen nicht unrecht. Die sehr entwickelten Muskelfasern lassen auf ein kräftiges Geschlecht schließen, die Schädel- und Gesichtsbildung ist schön und ebenmäßig; eine Hauptzierde bilden die wunderbar erhaltenen Gebisse. Daß aber auch diese Naturmenschen von allerhand Nebeln keineswegs verschont blieben, beweisen die häufig vorkommenden Spuren von Gicht, sowie selbst von böartigen Knochenkrankheiten.

Ueber die Masse wird vielleicht das nun vorliegende große Skelettmaterial einige neue Aufschlüsse geben; die Resultate der Untersuchung nach dieser Seite bleiben abzuwarten. Ebenso mag es der Phantasie des einzelnen überlassen bleiben, anzunehmen, daß auch Angehörige jenes Stammes dabei sind, der unserm lieben Schweizerland seinen poetischen Namen Helvetia verliehen hat: der Helvetier. Da sie, gleichfalls ursprünglich Gallier, erst ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung oder sechzig Jahre vor dem Auszug nach Gallien aus dem Gebiete zwischen Main und Rhein in unsere Gegenden eindringen, die meisten unserer Gräber aber älter sind, so werden sie wenig dazu beigetragen haben.

Ob in den Adern der Völen, die im Verlaufe der Ausgrabung schaulustig herbeikamen, nicht auch noch einige Tropfen Gallierblut aus dem Stamme fließen, der hier seine Toten begrub? Doch

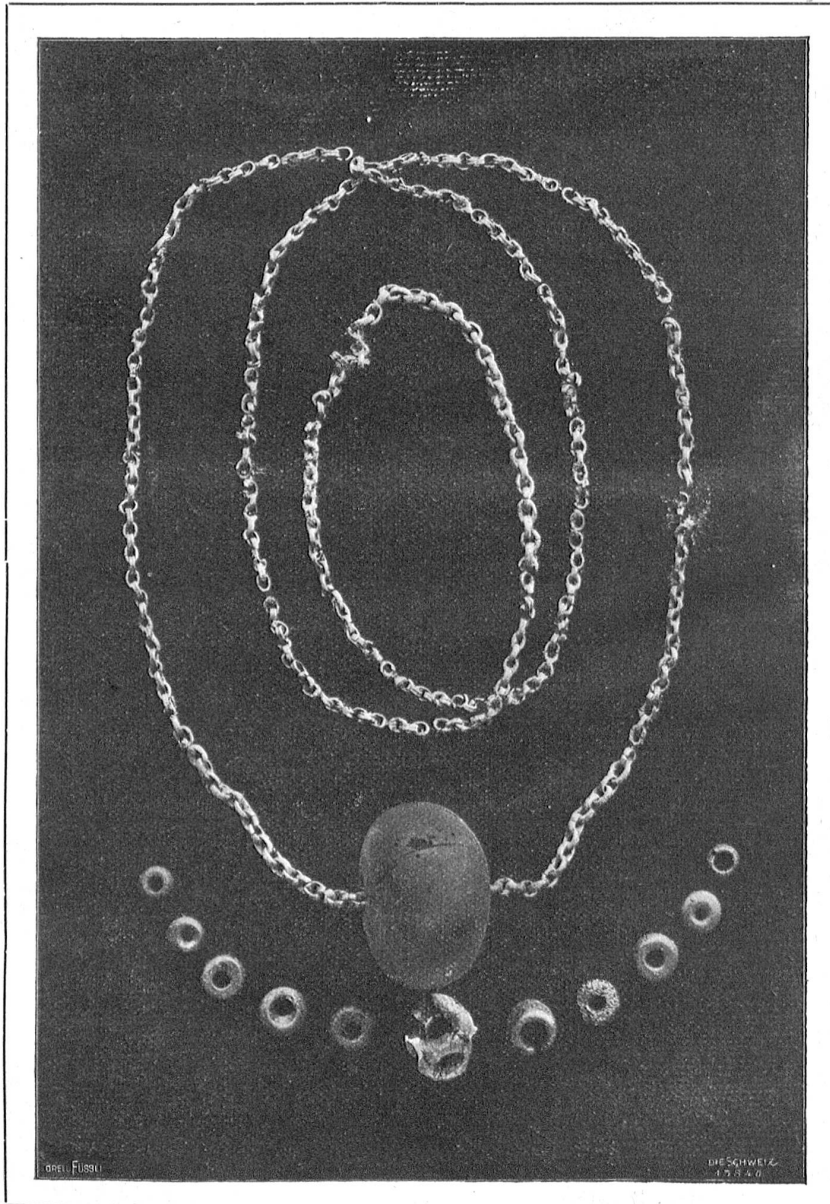


Abb. 61. Bronzefette mit Bernsteinperle; außerdem zehn Bernstein- und eine Schmelzperle.

jedenfalls. Unser Gebiet hat kaum eine so radikale Germanisierung zur Völkerwanderungszeit erfahren, wie z. B. das ostschweizerische Flachland; das Berndeutsch (gemeint ist nicht jenes der Coiffeurs und Kellner), das zwar nicht so reiches Material ergibt, wie die äußere Erscheinung des Menschenschlages und seine oft seltsamen Sagen und Ueberlieferungen, läßt allerhand frühere fremdartige Einflüsse erkennen. Aber es ist auch gar mancher Stamm seither durchs Maretal auf- und abgezogen, Sieger und Besiegte; manch einer dürfte gesunden haben, das Stücklein Erde da oben sei so übel nicht, und da geblieben sein als fremdes Reis auf dem alten Stamm. Und heute leben sie friedlich beisammen in dem blühenden Dorfe, Schwarzhäarige und Blonde, Germanen und Gallier, und die Pyramide des Niesen, die gedrungenen Häupter der Stockhornkette grüßen zu ihnen herüber, wie sie einmal die Leiden und Freuden derer mitangesehen, die jetzt nach mehr als zwei Jahrtausenden wieder ans Licht der goldenen Sonne kommen.

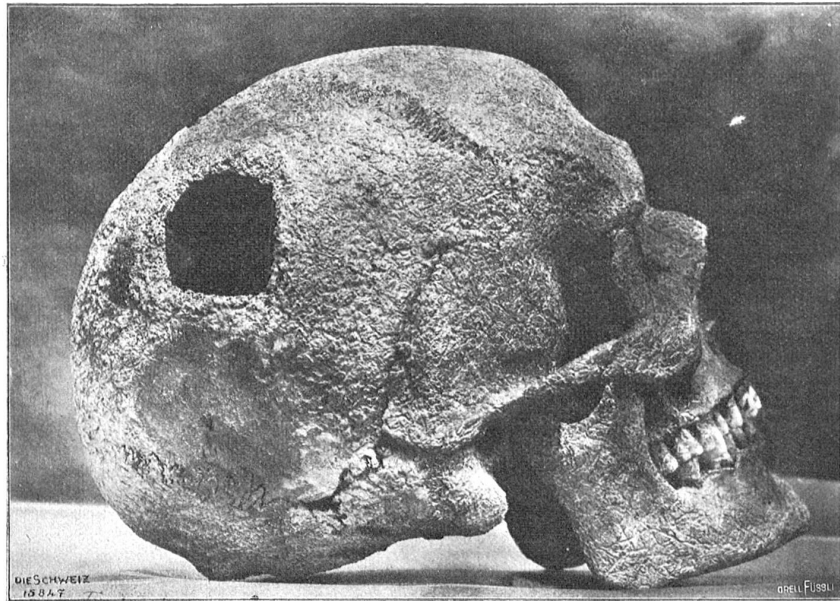


Abb. 62. Trepanierter Schädel von Münstingen.

Jakob Wiedmer, Bern.

Auf dem Berg.

Nachdruck verboten.

Skizze von Martha Geering, Basel.

Joach, der Knecht, stand vor der Seenhütte und sah an den Felsen des Schwanderspiz hinauf, die grau und kahl ins Blau hineinragten. Joach war groß und mächtig von Gliedern und hatte bligende blaue Augen und einen dichten rot-blonden Bart. Nun hob er die Hand und beschirmte die Augen damit; denn die dünne Alpkluft zitterte von Licht, und der Wasserstrahl über der Felswand schillerte bunt im Sprung durch den Sonnenschein.

An den Schwanderspizfelsen bewegten sich zwei winzige Punkte; die rückten langsam, langsam bergab. Joach ließ die Hand sinken und ging in die Hütte zurück.

Es war eine Stunde oder mehr verstrichen, da wurde die Tür der Seenhütte aufgestoßen, und zweie kamen herein; voraus ein schlanker Bub von magerm, sehnigen Gliedern; der klapperte in Holzschuhen über die Diele und gleich durch den halben Raum und lehnte sich an den Tisch und sagte: „So. Guten Tag!“ und hinterdrein ein Mädchen mit zierlichem Kopf und schwerem blondem Haar, auf dem ein kleiner, fester Strohhut saß, von einem Schleierchen überweht; die blieb an der Tür stehen und forschte, den Kopf ein wenig erhoben, in den Raum hinein. Aber in dem Dunkel sah sie nur ein rot-loderndes Feuer, über dem ein großer Kessel hing, und daneben den Knecht; der hielt die Kesselfette und stand breitschultrig da und blickte sie an.

„Sie möchte etwas trinken,“ erklärte der Bub. „Es kocht gleich,“ sagte der Knecht und nickte mit dem Kopf nach dem Kessel hin.

Sie tappelte nun auch herbei, ein wenig behutsam, auf dem Lehm Boden, und sagte: „Guten Morgen! Das ist gut, daß wir da sind! Es ist mühsam da herunter!“

Der große Knecht schmunzelte von seiner Höhe auf sie herab und sagte: „Seid Ihr müd?“ und sie sah seine weißen Zähne durch den Struppelbart blitzen. Dann deutete er auf eine Stabell und sagte zu dem Bub: „Bring's daher!“ Der stellte sie vor den Tisch, und das Dämchen setzte sich darauf.

„Also vom Schwanderspiz kommt Ihr?“ fragte der Knecht. „Bis auf den Grat hat's nur gelangt,“ antwortete sie; „die Luft ist so dünn da oben. Das beengt einen. Ich konnte

nicht mehr weiter. Aber die Aussicht ist wunderbar! Wenn ich nur einmal ganz hinauf käme!“

„Wir könnten ja wohl hier übernachten,“ meinte nun Seppi, der halbwüchsigste Führerbub, und schob die Ellbogen über den Tisch und legte den Kopf in die Hände. „Wir machen ihr's auf dem untern Heuboden zurecht, wo wir letztes Jahr den deutschen Herrn übernachtet haben, und ich geh' auf den obern, und morgen zwingen wir den Spiz schon.“

Der Knecht sah auf die Fremde und vor sich nieder und schwieg.

„Und habt Ihr nicht gesagt, es komme heut einer, der zu Tal geht, an der Alp vorbei?“ fragte das Mädchen.

„Wohl, wohl,“ versicherte der Seppi, „der Melker-Gmilt, der geht heute noch hinunter.“

„Dem geb' ich einen Zettel mit an die Eltern. Ja, so kann's gehen!“ Und sie sah von Seppi auf den Knecht und wieder auf Seppi. Joach schob mit dem Fuß das Feuer zusammen. Seppi nickte ihr zu wie ein Alter.

Sie hatte gegen die Flamme zu gelehnt, den Rücken an den Tisch gelehnt. Jetzt drehte sie sich, legte ein Papier auf die Tischdecke und schrieb:

„Liebe Eltern! Wir sitzen wohl und munter in der Hütte des alten Seppi Gummer. Leider bin ich nicht bis auf den Gipfel des Schwanderspiz gekommen; doch werdet Ihr wohl nichts dagegen haben, wenn ich hier übernachtete, um morgen die Tour ganz zu machen. Ich werde dann an die hohe Luft gewöhnt sein. Von hier sind es nur noch zwei Stunden bis hinauf. Wir haben prächtig Platz in der Hütte. Der kleine Seppi Gummer wird auf dem obern Heuboden schlafen und ich auf dem untern. Mengstet Euch ja nicht! Es ist hier so friedlich wie im Himmel, und überdies ist ein baumstarker Urmensch von Knecht da zu Schutz und Bedienung.“

Gute

Mit.“

Als der Brief geschrieben war, nahm das Mädchen den Hut ab, legte ihn auf die Bank und schob das Papier hinein. Dann drehte sie sich wieder gegen das Feuer und betrachtete das beschauliche Bild vor sich, den heldunkeln Raum, in dem der blaue Rauch wogend und zerfließend den Wänden nachstrich,